

## Von Fischreihern,

### Schwarzstörche und Schleien

Von Dr. Helmuth Hendel

Viele hinterpommersche Seen mit flachem Grund habe ich kennengelernt, die früher einmal viel größer gewesen waren. Diese flachen Gewässer, oft sind es Moorseen, sind von sumpfigen Ufern umgeben. Hier wächst am Rande noch etwas Schilf, landwärts gedeihen mancherlei Kräuter, Binsen und Sumpfpflanzen. Eine Welt für sich, voller Leben, Balz und Brut, und vielerlei Vogelstimmen. Nur im Herbst wird es hier langsam ruhiger. Aber wo Kraut und Binsen absterben, höhlt sich der Boden ganz langsam auf. Der Sumpf wächst in Jahrzehnten und Jahrhunderten immer mehr in den See hinein, bis schließlich das Gewässer hier und da — oder auch völlig — verlandet.

So war es auch dem Börner See ergangen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war er noch 60 Morgen groß gewesen, jetzt mußten wir uns mit 40 Morgen begnügen. Der östliche Teil war schon seit längerer Zeit verlandet, mit einigen trügerischen Sumpfstellen darin. Denn natürlich war einmal ein Gutsbesitzer gekommen, der ein fortschrittlicher Landwirt war. „Hier laßt uns den Boden trockenlegen und Wiesen machen!“ — hatte er gesagt, und so erzählte mir der alte Förster, der ihm in jungen Jahren gedient hatte. Nun, es waren immerhin 20 Morgen „Unland“, und das durfte nicht sein. Es sollte ein tiefer Graben gezogen werden, mitten durch das Unland hindurch und immer an der tiefsten Stelle, mit der Ausmündung in den 40 Morgen großen restlichen See hinein. Die beiden machten sich aus einigen Brettern Meßplatten und nivellierten die tiefsten Stellen aus.

Aber sei es nun, daß dieses Gerät doch zu unvollkommen war, oder daß es wirklich keine Vorflut gab. Der Graben füllte sich zwar gut mit Wasser, doch nur in sehr regenreichen Zeiten floß es in den See ab, und nur an ganz weni-

gen Stellen wurde die alte Seefläche richtig melioriert. Binsen und Sumpfgräser wuchsen weiter zur Freude der Bekasinen und Teichhühner. Dazwischen gab es kleine Gruppen mit undurchringlichem Weidengestrüpp. Da konnte man sich einschieben und diese kleine Welt ganz für sich in aller Ruhe beobachten.

Insbesondere hatten es mir die Schwarzstörche angetan. Irgendwo in den Fichtbergen sollten sie ihren Horst haben, hier im „Binsenloch“ fanden sie reichlich und ungestört, was sie an Nahrung für sich und ihre Jungen brauchten. Die großen schwarz-weiß-roten Vögel hoben sich prächtig von dem grünen Hintergrund ab, und es mußte ein leichtes sein, sie auf die Platte zu bringen, wenn sie einmal recht nahe kamen. Ein Teleobjektiv war vor dem Kriege noch nicht allgemein gebräuchlich, aber dennoch glückte es.

Ich fand heraus, daß man um die Mittagsstunde seinen Ansitz ungestört beziehen konnte, wenn man Störche photographieren wollte. Vielleicht lebt der schwarze Storch ganz ähnlich wie sein weißer Vetter, von dem es heißt, daß er sich an warmen Sommertagen auf seinem Nest ein etwa zweistündiges Mittagsschläfchen gönnt, aber sicher nicht länger. Bald fiel auch tatsächlich ein großer Schatten vom Waldrand her in die Binsenwiese, und auf einmal war „er“ da, oder auch „sie“, und manchmal auch beide. Oft strichen sie auch zum nahen See, sicher wollten sie dort Fische fangen, wie es ihnen ein alter Reiher mit bestem Erfolg vormachte.

Er war der weitaus bessere Fischer und, mir schien, mehr Anstandsjäger. Stundenlang stand er im flachen Wasser auf einem oder auch auf zwei Ständern, und jedes Fischlein, das in den Bereich seines langen, spitzen Schnabels kam, war unrettbar verloren. Dann machte er bedächtig einige Schritte weiter zu einer anderen günstigen Stelle, wo er vielleicht vorher einige Fische erspäht hatte. Grau und weiß und etwas gesprengelt war sein Gefieder, dunkelbraun wie alte Schilfstengel die langen Ständer, der richtige Fischer-Tarnanzug von oben bis unten. Mit den langen Zehen stand er sicher auf dem seichten, weichen Schlickufer, wo sich das Wasser schnell erwärmte, zur Freude der Fische und Frösche.

Etwas anders, schien mir, fischte der Schwarze Storch. Er hatte nicht die erfahrene Fischerruhe wie der Reiher. Seine Zehen waren auch kürzer. Auf dem weichen Grund mußte er immer weiterstelzen, und sicher scheuchte er mit seinen rotleuchtenden Ständern die Fische manchmal vor sich her. „Lieber Storch, auch die Fische wollen ersessen oder erstanden und nur selten erlaufen sein!“ wollte ich ihm manchmal zurufen. Anscheinend vertrugen sich die beiden Störche auch schlecht mit dem Reiher. So war es schon recht, daß sie ihr Hauptjagdrevier im „Binsenloch“ beibehielten. Der tiefe Graben, der da entwässern sollte, behielt auch im trockensten Sommer sein Wasser ganz beharrlich für sich. Auf dem Grabenaushub konnte man entlangschreiten, dort ließ sich viel besser pürschen. Denn den Aushub hatte man natürlich liegenlassen und keineswegs ordentlich breitgemacht, als man feststellen mußte, daß diese „Melioration“ vergeblich war, weil das Wasser nun einmal nicht bergauf fließt.

Gern denke ich an diese Ansitz-Mittage auf dem alten Seegrund zurück, wenn über allem die flimmernde Sonne lag. Niemals ist es auf dem Lande so still, wie in der kurzen sommerlichen Mittagszeit von 12 bis 1 Uhr, und manchmal tat ich auch ein Nickerchen in meinem Weidenbusch. Denn was den Störchen recht ist . . .

Zwei gute Andenken trug ich heim: eine prächtige Storchenaufnahme 9×12 cm, auf kaum 15 Meter „geschossen“ mit meiner alten guten „Bitte-recht-freundlich-Kiste“ und dem schwarzen Tuch darüber, und ein kurzes, eben gegabeltes, aber stark geperlttes Gehörn, dessen Träger seine zehn Jahre wohl schon überschritten haben mochte. Denn richtige Backenzähne hatte er anscheinend schon lange nicht mehr. Dem Bock hatte ich ein schweres 9,3-mm-Geschoß ganz kurz hinters Blatt gezirkelt. Ohne noch einen Lauf zu rühren, war er zur ewigen Mittagsruhe übergegangen. Vielleicht war er einer von den ganz Heimlichen. Sicher aber hatte es sich der alte Herr zur lieben Gewohnheit gemacht, in der stillen Mittagszeit in der kleinen Sumpfwiese einige gute, wohlbekömmliche Kräuter zu sich zu nehmen. Wie alles andere sind auch diese beiden Andenken im weiten Pommernland hinter der Oder geblieben. Am meisten tut es mir um das Storchbild leid. Böcke habe ich eine ganze Menge geschossen, Schwarzstörche aber nur diesen einen, wenn auch nur mit leisem „Klick“.

Jedesmal auf dem Rückweg nahm ich den Graben mit kurzem Anlauf und sicherem Schwung. Damals . . . ach, das

Fischreiherr / Phot. Konrad Droste





ist ja schon so lange her, denn der Graben war breit und tief! Unter breiten Mummelblättern schlummerte er in der Mittagszeit und hütete sein eigenes kleines, vielfältiges Leben.

An einem schönen Maienabend hatten wir auf dem nahen See die Reusen nachgesehen, und Freund Kurt trug die Beute, einen guten Hecht, zwei pfündige Aale und ein halbes Dutzend dicke Schleien, in einem Korb nach Hause. Der Graben kam uns in die Quere. Freund Kurt, der sich schon in jüngeren Jahren ein nettes, kleines, rundliches Bächlein zugelegt hatte, wollte zeigen, daß es nicht im Wege war, wenn es galt, solch' lächerliches Hindernis zu nehmen. Nicht einmal den Korb glaubte er ablegen zu brauchen. Ein Schwung, ein Sprung, ein vernehmliches Geplantsche, ein unterdrücktes Gefluhe, und endlich arbeitete sich ein tiefender Reusenfischer wieder hinauf auf den Grabenrand. Die Absprungstelle wäre zu weich gewesen, aber sonst . . . „Jawohl“, meinte ich, „und die Landestelle war zu naß gewesen. Aber der Korb, wo ist der?“ Da trieb er schon auf dem Graben, umgekippt, und neben ihm der 5-Pfundshecht. Der klappte nur ein paarmal mit seinen Kiemendeckeln und wedelte etwas mit der Schleppe. Aber wo waren die Aale und die Schleien? Keine Spur! Der Graben hatte nun auch seine Fische, doch sie wurden alsbald vergessen. Das hätte eigentlich nicht sein sollen. Denn kein Fisch ist so leicht mit Reusen zu fangen (und oft so schwierig mit der Angel) wie die Schleien. Dieser dicke, gemütliche Fisch geht wohl sechsmal in dieselbe Reuse, wenn man ihn wieder frei läßt, während der schlaue Karpfen kaum einmal hineinzubekommen ist. Wir hätten ja nur an der engsten Stelle des Grabens eine große Reuse aufzustellen brauchen, und schon hätten wir die Ausreißer wieder gehabt.

Inzwischen hatte ich auch oftmals auf Schleien im See geangelt, mit Erfolg aber eigentlich nur, wenn der Himmel bedeckt und das Wasser nicht zu kalt war. Dann gehen die Schleien gut auf den Wurm, aber man muß die guten Angelstellen kennen. Da war zwischen Schilfrand und Wasserpest eine breite, freie Straße auf dem Seegrund geblieben, so breit, daß man hier schlecht einfache Reusen aufstellen konnte. Dafür gab die Straße einen idealen Angelplatz, und nicht nur für die Schleien.

Wer sie angeln will, muß früh aufstehen, führt doch dieser Fisch mehr ein nächtliches Dasein. An einem Augustomorgen hatte ich meinen Kahn an die Schilfkante gelegt. Das Wetter war nahezu ideal: warm, diesig, dazu ein ganz leichter Wind von Süden. Die Schleien hatten abgelaiht und mußten von Rechts wegen hungrig sein. Vorn und hinten im Kahn hatte ich eine leichte Angelrute ausgelegt, und so griff ich einmal nach vorn und einmal nach hinten, denn andauernd war der Schwimmer irgendwo leicht in Bewegung. Das dauerte fast eine Stunde, und nur einmal gelangte eine mittlere Schleie mit leichtem Schwung in den Kahn. Fast immer ging der Anhieb ins Leere, und dann pendelte nur ein leicht angefressener Wurm heran.

Zum Schleienangeln nimmt man am besten einen kleinen bis mittleren Tauwurm und auch nur einen kleinen Haken. Die Hakenspitze muß natürlich verdeckt sein, so weit, daß ein kleines Wurmende darüber hinaussteht, das den Schleien „winken“ soll, wie wir sagten. Denn die Schleie, die so leicht in die Reusen geht, muß man etwas anlocken. Während der Barsch mit einem kräftigen Ruck auf den Köder losgeht, „lutscht“ und probiert die Schleie erst einmal, und das oft so lange, bis die Hakenspitze frei liegt. Dann ist es mit weiterem Anbeißen natürlich vorbei und der sonst so dickfällige Fisch weiß Bescheid.

Da macht der Schwimmer also seine ersten „Nickerchen“. Jetzt kein Anhieb, aber aufpassen! Doch nun taucht er tief, jetzt schnell den Anhieb setzen! Am sichersten aber ist es meist dann, wenn sich der Schwimmer etwas flach legt und „abzieht“. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich an diesem schönen Augustomorgen auf die Schleien eingestellt hatte, aber dann ging es Schlag auf Schlag. Schließlich hatte ich neben einigen Barschen und Plötzen ein Dutzend Schleien beisammen, die insgesamt gut und gern ihre 15 Pfund wogen, aber dann war auch Schluß. Die Sonne war mittlerweile etwas durchgekommen. Noch einmal warf ich meinen Tauwurm aus, recht weit, aber noch ehe er unten angekommen war, neigte sich das leichte Floß und ging in hoher Fahrt schilfwärts. Das war deutlich: Den Wurm hatte einer von den kleinen Hechten mitgenommen, die sich hier im Schilf aufhielten. Da gab's nur sofortigen Anhieb, und zwei Pfund brachte dieser Nimmersatt noch in den Kahn.

Das war ein Ausflug auf den „Rest-See“, der noch lange nicht verlandet war. Um die versumpfte Wiese nebenan



Schwarzstorch / Phot. W. Rasner

kümmerte sich auch weiterhin niemand. An einem kalten, stürmischen Frühlingstage Ende April ging ich wieder einmal zwischen See und Sumpf hindurch und freute mich über ein Höckerschwanpaar, das sich vor wenigen Tagen am ungestörten Schilfufer heimisch gemacht hatte. Das Wetter war so ungemütlich, wie manchmal in dieser Jahreszeit, wenn das allererste Frühlingsgrün schon da ist, nicht aber die Wärme, um das Austreiben weiter zu entfalten. Zudem regnete es, was vom Himmel herunter wollte, und richtig trocken war es schon wochenlang nicht gewesen. Da lag der alte Fischerkahn am Ufer, tief im Wasser und gestrichen voll, und daneben mündete der Graben. Und richtig, er lief über, endlich hatte er seine Vorflut zum See gefunden.

Aber was war das? Überall trieben kleine, schwarze Fischchen, gut fingerlang, mit hinab. Da hatten also die paar Schleien, die vor zwei Jahren in ihrem Korb in den See hineingeplumpst waren, fröhliche Hochzeit gefeiert, und hatten sich, so recht ungestört, ganz erstaunlich vermehrt. Denn unaufhörlich spendete der Graben, der alle die Jahre zu nichts nütze gewesen war, jungen Fischbesatz.

Im Sommer darauf wurden dem alten Stamm noch fünf weibliche und zwei männliche Schleien beigegeben, und ab und zu wurde auch mit etwas Lupinenschrot und Kartoffeln gefüttert. Gute Satzschleien kann man ja für alle Gewässer, die nicht zu kalt sind und weichen Grund haben, gebrauchen. Ich glaube auch, daß sich ein solcher „Laichgraben“ neben manchem Fischgewässer gut anlegen ließe. Aus unserer Schleienzucht ist jedoch leider nicht so viel geworden, wie wir gedacht hatten. Der Krieg dachte anders.

„Aber im Graben waren doch auch noch die beiden Aale?“ fragte mein Sohn, als ich ihm einmal von dieser Sumpfwiese erzählte und von dem See daneben, in dem er sicher auch geangelt hätte, wenn nicht . . .

Richtig, die beiden Aale, die damals zusammen mit den Schleien das Weite gesucht hatten? Überflüssig zu sagen, daß von ihnen nichts mehr gesehen wurde. Ein Aal kommt immer durch. In einer schönen Sommernacht werden sich die beiden aufgemacht haben auf die große Weltreise aus dem kleinen hinterpommerschen Wiesengraben über den Atlantik zu ihren fernen Laichplätzen.